St. Bonifatius London

DEUTSCHSPRACHIGE KATHOLISCHE GEMEINDE



Hans Feibusch

Fünf Geschichten
aus dem
Alten Testament

Impressum:

V.i.S.d.P.: Andreas Blum

Predigten gehalten zu Patrozinium und Kirchweih in St. Bonifatius (2021-2023): Andreas Blum

Korrektur: Astrid Küllmann-Lee

Layout: Anke Stüber

Bildnachweis:
Justine Piberger (Aufnahmen der Werke)
Andreas Blum (Aufnahmen der Skizzen)
Karpinski (Seite 2)
Ben Uri Gallery London (Seite 3)
Staatliche Museen Berlin (Seite 5)
Städel Museum Frankfurt (Seite 15)
Rita Henzel, Hans Feibusch. Biographie und Werk, Abb. 7 (Seite 17)

Druck: Instantprint

Auflage: 500

Seelsorgeteam:

Andreas Blum, Pfarrer
Tel. 020 - 7247 9529
E-Mail: pfarrer@dkg-london.org

Edith Sander, Gemeindereferentin
Tel. 020 - 8332 1036
E-Mail: gemeindereferentin@dkg-london.org

Kontoverbindungen:

Gemeindekonto Whitechapel:
HSBC, Inhaber: WRCDT German Church
Konto Nr. 91735012, Sort Code 40-05-20

Gemeindekonto Ham:
HSBC, Inhaber: Germanspeaking Catholic Church
Konto-Nr. 11393065, Sort Code 40-23-29

www.dkg-london.org

Wynfrid House
BED, BREAKFAST & GEBORGENHEIT
20 Mulberry Street, London E1 1EH, UK
info@wynfridhouse.com
www.wynfridhouse.com
Telefon ++44 207 247 6110
Mobile ++44 790 085 6024



Liebe Kunstinteressierte,
liebe Leserinnen und Leser!

St. Bonifatius, die Heimat deutschsprachiger Katholiken in London, liegt seit über 200 Jahren in Whitechapel, einem Stadtteil im East End, der früher auch schon mal als „Little Germany" bekannt war und nicht zuletzt jüdischen Immigranten Schutz bot. Die Ausstellung von Hans Feibusch, einem Künstler sowohl deutscher wie jüdischer Herkunft, versteht sich daher auch als ein bewusstes Zeugnis hiesiger Geschichte.

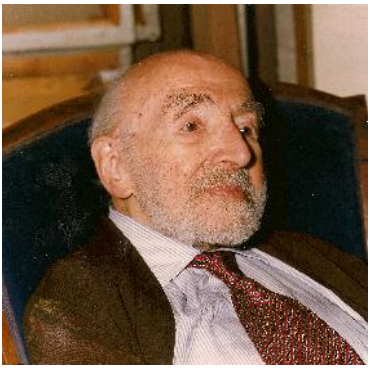
Ursprünglich hatte Feibusch seinen Bilderzyklus „Fünf Geschichten aus dem Alten Testament" für die Stern Hall der West London Synagogue geschaffen. Über die Ben Uri Gallery, der wir für diese außergewöhnliche Dauerleihgabe zu großem Dank verpflichtet sind, fanden die Werke 2021 schließlich zu uns und inspirieren seitdem Kunstfreunde und Gläubige gleichermaßen.

Die vorliegenden Predigten versuchen sich in einer spirituellen Lesart der Bilder, setzen sie in Dialog mit den ihnen zugrundeliegenden biblischen Texten und befragen sie nach ihrer heutigen Relevanz. Sie sind als Gedankenanregung und Einladung gedacht, sich die ausdrucksstarke künstlerische Welt Hans Feibuschs auch selbst zu erschließen.

Euer/Ihr



Hans Feibusch



* 15.08.1898 in Frankfurt am Main
Sohn jüdischer Eltern

1916-18 Soldat an der russischen Front

1920 Studium an der Akademischen Hochschule für bildende Künste in Berlin, Meisterschüler des Expressionisten Karl Hofer

1925 Rückkehr nach Frankfurt,
Mitglied des „Frankfurter Künstlerbundes“

1931 Großer Staatspreis der Preußischen Kunst-akademie für „Der Fischhändler“

1933 Ausschluss aus dem Frankfurter Künstlerbund

Auswanderung nach Großbritannien ins Exil

1934 Anschluss an die avangardistische London Group

1937 Ausstellung „Entartete Kunst“ in München mit Feibuschs „Zwei Schwebende“

Spezialisierung auf kirchliche Wandmalerei

1937 „Die Fußwaschung“ in der New Methodist Hall in Colliers Wood

1938 Erhalt der britischen Staatsbürgerschaft

1939 Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft

1944 Ausstellung in der Royal Academy

1948 Feibuschs Grundlagenwerk „Mural Painting“

Aufträge von George Bell, Bischof von Chichester

1965 Konversion zum Christentum

Größtes Wandgemälde in St. Alban in Holborn

1973 Bilderzyklus zum Alten Testament

1989 Großes Verdienstkreuz der Bundesrepublik

Rückkehr zum jüdischen Glauben

† 18.07.1998 in Camden, London, bestattet auf dem Jüdischen Friedhof in Golders Green

„Wozu Herr?…“
Ex 32, 11



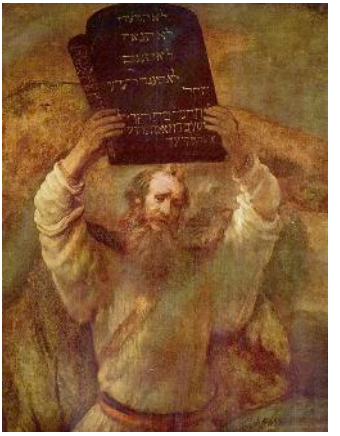
Das Gesetz vom Sinai

Lesung: Ex 32,7-11.14-20, Evangelium: Mt 5, 1-12

Moses Scherbenhaufen ist nicht das Ende

Es ist das einzige Bild aus Feibuschs Serie alttestamentlicher Geschichten in unserer Kirche, das nur eine Figur zeigt. Ganz so, als ob schon dadurch eine Sonderstellung hervorgehoben werden soll, sowohl was den Mann, als auch die Szene betrifft. Mit den steinernen Tafeln in der Hand ist Mose meist schnell erkannt, und damit tatsächlich der Größte unter den jüdischen Propheten im Alten Testament. Ihm offenbart Gott im brennenden Dornbusch seinen Namen, ihn beauftragt er mit der Befreiung seines Volkes aus dem Sklavenhaus Ägyptens, ihm vertraut er am Sinai das Gesetz an, das weit über das Judentum hinaus zivilisatorische Wirkung entfaltet hat, und das als die sogenannten „Zehn Gebote" nun schon über Jahrtausende Menschen aus aller Welt zu einem gelingenden Leben anleiten will – bis heute.

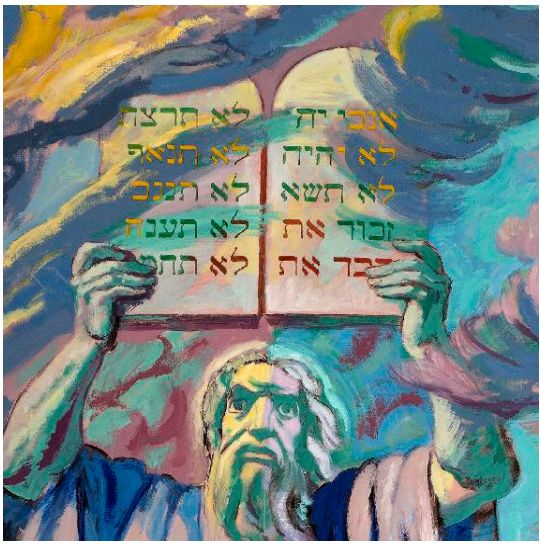
Feibusch feiert Mose und den Moment in seinen typisch leuchtenden Farben, dominierend jedoch in Blau, der Farbe des Himmels, der göttlichen Sphäre. Wobei der eigentliche Moment des Zusammentreffens von Gott und Mensch für ihn genauso Tabu bleibt, wie für die alttestamentliche Vorlage. Hier wie an vielen anderen Stellen der Bibel gilt, dass eine wirkliche Gottesbegegnung ein derart intimer Moment ist, das er von außen betrachtet nicht angemessen dargestellt werden kann, weder im Wort, noch im Bild. Stattdessen zeigt uns Feibusch das der Begegnung Nachfolgende: also den vom Berg herabsteigenden Mose, die Steintafeln in den erhobenen Händen, beschrieben mit den jeweils ersten beiden hebräischen Worten der Zehn Gebote. Wobei: genau genommen kommt Mose ja zweimal vom Berg herunter. Beim ersten Mal hört er das Lärmen des Volkes, sieht den Tanz ums „Goldene Kalb", und im Zorn zerschmettert er die Tafeln am Fuße des Berges. Ein heikler Moment, denn so gut man sich den Unmut des Mose vorstellen kann, dass seine Leute keine Geduld üben, noch immer kein Vertrauen aufbringen und einem selbstgemachten Götzenbild nicht widerstehen konnten, so deutlich muss man sich auch vor Augen führen, dass Mose hier nichts weniger als Gottes Wort zertrümmert: Tafeln „beschrieben vom Finger Gottes" wie es ausdrücklich heißt (Ex 31,18). Zeigt sich an dieser Stelle nun ein Prophet und sein berechtigter Heiliger Zorn, oder ein Mann der vor lauter Wut selbst in den Widerspruch zu Gott gerät und so seine und auch die Zukunft seines ganzen Volkes zu zerstören droht?



Von Rembrandt gibt es ein berühmtes Ölgemälde aus dem Jahre 1659 mit dem Titel: „Moses zerschmettert die Gesetzestafeln". Die Parallelen zu unserem Bild sind frappierend. Die ähnliche Komposition und Figurenzeichnung werfen so die Frage auf, ob Feibusch sich das Bild vielleicht zum Vorbild genommen haben könn-

te, um ebenfalls diesen dramatischen Moment festzuhalten. Dann stünden wir einem Mose gegenüber, der uns gleich die Tafeln vor die Füße wirft, wie „Perlen vor die Säue", um es mit einem anderen Wort der Bibel zu sagen (Mt 7,6), verbunden mit dem unausgesprochenen aber mitschwingenden Vorwurf, dass wir auch nicht besser seien als die alten Israeliten mit unseren Tänzen um die goldenen Kälber heutiger Zeit. Unser Bild müsste dann in erster Linie als Mahnung verstanden werden, stets zu prüfen, worum unser Denken, Reden und Tun tatsächlich kreist: um den unverfügbaren einen Gott – oder um viele selbstgemachte Götzen?! Eine wichtige Frage, nicht nur legitim sondern sogar notwendig, wenn eine Religion nicht vom „Weg abkommen" will.

Und doch glaube ich, dass wir in Feibuschs Darstellung Mose nicht bei seinem ersten Abstieg vom Berg gegenüberstehen, sondern erst nachdem er voll Reue zu Gott zurückgekehrt war, und für sich und sein Volk um Vergebung gebeten hatte. Diesmal musste Mose selbst die Worte auf die Tafeln schreiben (Ex 34,28). Eine kleine aber religionsgeschichtlich nicht unbedeutende Verschiebung, die uns jetzt „Gotteswort im Menschenwort" nahe bringt (wie auch die Evangelien). Das heißt: Statt zur starren Unantastbarkeit und sklavischen Buchstabentreue werden wir immer wieder zur Freilegung des göttlichen Kerns der Worte verpflichtet. Denn selbst Mose – wir haben es eben gesehen – ist nicht unfehlbar. Für das, was hier in der (hermeneutischen) Theorie noch kompliziert klingt, findet Feibusch ein einfaches und einleuchtendes Bild: die Wolkenschleier, die vor allem die neuen Tafeln, aber ein wenig auch Mose selbst umwehen. Die ebenso unfassbare wie undurchschaubare Wolke ist der Bibel immer schon ein Bild für Gott gewesen. Bei Feibusch künden die verbliebenen Schleier nun vom Ursprung der Tafeln. Mose scheint sie aus der Wolke geradezu in Empfang zu nehmen. Mögen sie auch von ihm beschrieben sein, atmen sie doch den Geist Gottes. Und selbst er, mit dem Gott „wie mit einem Freund" (Ex 33,11) redete, selbst der Größte der Propheten bleibt ihm buchstäblich unterstellt. Ursprünglich hatte Feibusch wohl eine andere Körperhaltung für Mose im Sinn, wie ein Vergleich mit seiner vorausgehenden und noch erhaltenen Skizze verrät. Hier hält er mit beiden Händen die Tafeln vor seiner linken Brust. Dazu muss man wissen, dass fromme Juden zum Gebet die „Tefillin" anlegen, d.h. sie binden sich vor die Stirn und um den linken Arm ein kleines Kästchen, in dem auf einer Schriftrolle das „Schma Israel" niedergeschrieben ist, das zentrale Glaubensbekenntnis der Juden, das mit den Worten beginnt: „Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist eins." (Dtn 6,4-9). Kopf und Herz des Beters soll es prägen und ihm stets nahe sein.



Es erinnert nicht zufällig an das 1. Gebot des Dekalogs. Und so lag es für Feibusch wohl auf der Hand, die Tafeln Tefillin-gleich Mose ans Herz zu legen. Auch wenn er sich letztlich dann für eine andere Darstellung entschieden hat, gibt die Skizze doch Aufschluss über das Denken und die Stoßrichtung Feibuschs, die uns nicht einen erzürnten, das Wort Gottes zertrümmernden Mose zeigen will, sondern einen vermittelnden, der es uns nahe bringt und als Schatz anvertraut. Damit dürfte Feibusch, der Grenzgänger zwischen Judentum und Christentum, auch ganz auf der Linie des neutestamentlichen Evangeliums liegen, das Jesu Bergpredigt analog zur Mose-Szene auf dem Sinai beschreibt. Beide haben eine Weisung Gottes im Sinn, die nicht unterdrücken oder befehlen will, sondern die einen geschützten Lebensraum für alle schafft, nicht zuletzt für jene, denen der Mensch viel zu oft Würde und Recht verweigert. Sie müssten in unserer Mitte stehen. Um sie sollte es sich drehen. In den Augen Gottes wäre das dann wohl wirklich ein Grund zum Tanzen!



Naomis Heimkehr

Lesung: Rut 1,7-10-14-19a, Evangelium: Mt 8,18-22



Drei Frauen am Scheideweg

Das Alte Testament hat meist mit zwei Vorurteilen zu kämpfen: zum einen, so sagt man, sei es eine reine Männergeschichte, die bloß die patriarchalische Gesellschaft seiner Zeit widerspiegele; und zum anderen definiere es Gott und sein Volk Israel immer nur in Abgrenzung oder Feindschaft zu anderen Völkern. Das Buch Rut allerdings widerlegt beides auf so eindrucksvolle Weise, dass noch tausend Jahre später kein Geringerer als Goethe es als das „lieblichste kleine Ganze" bezeichnen konnte, „das uns episch und idyllisch überliefert worden ist" (West-Östlicher Diwan). Nun mag das unter literarischen Gesichtspunkten so sein, aber der Inhalt des kleinen Buches ist alles andere als lieblich oder idyllisch: Es beginnt mit einer Hungersnot und einer Flucht aus der Heimat, den Frauen sterben die Männer und Kinder weg, rechtlich und wirtschaftlich kaum geschützt, müssen sie hier ums Überleben kämpfen, was mich in dieser existentiellen Dramatik eher an Hiob denken lässt, als an das „lieblichste kleine Ganze, das uns idyllisch überliefert ist".

Auch bei Hans Feibusch wird die Erzählung einen anderen Widerklang gefunden haben, nicht zuletzt vor dem Hintergrund seiner eigenen Flucht aus Nazi-Deutschland, und den wirtschaftlichen und kulturellen Herausforderungen im fremden England. Es wundert mich jedenfalls nicht, dass er sich auch künstlerisch mit dieser Geschichte auseinandergesetzt hat und sie als Motiv in seine Reihe von fünf alttestamentlichen Geschichten aufnahm. Und so hängen die Frauen Naomi, Rut und Orpa bei uns nun neben den bekannteren Größen von Abraham, Mose, Jakob und David – und das ist auch gut so. Weniger wegen einer gut gemeinten aber oberflächlichen Geschlechtergerechtigkeit, als vielmehr deshalb, weil sie uns eine wichtige Geschichte des Menschseins erzählen.



Und die geht so: Israeliten und Moabiter waren damals keine Freunde – im Gegenteil. In der Tora konnte jeder lesen, dass die Moabiter dem Volk Israel auf dem Weg durch die Wüste die Versorgung mit Wasser und Brot verweigerten (Dtn 23,5). Und böse Zungen führten die Moabiter sogar auf einen Inzest Lots zurück, dem allein sie ihre Existenz zu verdanken hätten (Gen 19,36f). Kurzum: Wenn nun Israeliten ausgerechnet wegen einer Hungersnot im benachbarten Moab Aufnahme, Nahrung und Zukunft finden, dann war das nichts weniger als gesellschaftlicher Sprengstoff in Israel. Aber genauso beginnt die Geschichte Naomis und ihrer Familie. Und wie sehr sie ihre Zukunft im verfeindeten Moabit sahen, das wird schon allein an der Tatsache deutlich, dass beide Söhne Moabiterinnen heirateten. Nun hießen die beiden Söhne jedoch Machlon und Kiljon, was im Hebräischen so viel heißt wie „Kränklicher" und „Schwächlicher", und der sprachkundige Leser ahnt bereits das drohende Unheil. Zuerst stirbt Naomis Mann,

dann ihre beiden Söhne, und zurück bleibt sie mit ihren beiden Schwiegertöchtern Rut und Orpa. Diese für damalige Verhältnisse eh schon schwierige Konstellation verschärft sich durch eine erneute Hungersnot, diesmal in Moab, so dass Naomi sich dazu entschließt, wieder nach Juda in ihre alte Heimat zurückzukehren. Der Bund zwischen den drei Frauen ist inzwischen so stark, dass Rut und Orpa ihre Schwiegermutter begleiten und buchstäblich eine Grenzerfahrung machen und vor eine Richtungsentscheidung gestellt werden: umkehren oder weitergehen. Und genau diesen Moment einer persönlichen Lebensentscheidung hat Feibusch aus der Erzählung gewählt und uns vor Augen gestellt. Der älteren Naomi im Vordergrund sieht man die leicht abwehrende Haltung im Gesicht und an der rechten Handhaltung deutlich an: Kehrt um zu euren Müttern! Doch Rut, in ein himmelblaues Gewand gehüllt, das wir schon bei Feibuschs Mose gesehen haben und das wohl Gottesverbundenheit ausdrücken soll, steht hinter ihr: Dräng mich nicht, dich zu verlassen. „Wohin du gehst, dahin gehe auch ich; wo du bleibst, bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk. Dein Gott ist mein Gott. Nur der Tod soll mich von dir scheiden“. Kein Wunder, dass viele Brautpaare diesen Schwur auch heute noch als Trauspruch wählen. Aber da sich hier eine Schwiegertochter an ihre Schwiegermutter bindet, geht es nicht nur um die Zuneigung und Liebe zweier Menschen, sondern auch um das Verhältnis zweier Generationen. Da wo die Ältere die Jüngeren uneigennützig frei geben möchte, weil sie um das harte und unsichere Schicksal als Fremde in Israel weiß, und einfach eine bessere Zukunft für beide in deren heimatlichem Umfeld sieht, da will die Jüngere nicht von der Älteren weichen, vielleicht aus sozialer Verpflichtung heraus (Rut bedeutet die „Satt-Machende“), vielleicht weil die geteilte Trauer- und Leidensgeschichte zusammengeschweißt hat, vielleicht aber auch deshalb, weil die Lebenserfahrung der Älteren etwas wert ist, die Jüngere von ihr lernen kann und will, nicht zuletzt auch über ihren Gott.



Ursprünglich wollte es Feibusch bei diesem Treueschwur zweier Frauen, zweier Generationen, zweier Nationalitäten belassen, und die fürwahr ungewöhnliche Szene nur im Mondschein einer geheimnisvollen Nacht darstellen. Doch auf dem Weg von seiner Skizze zur großen Leinwand, tauchte er das Geschehen ins hellere Sonnenlicht und nahm mit Orpa auch die zweite Schwiegertochter ins Bild. Aus einer leicht kitschigen Liebesstimmung wird damit die Darstellung eines inneren Konflikts, der so oder so ausgehen kann. Beide Schwiegertöchter weinen, sind hin und hergerissen zwischen ihrer

Heimat und ihrer Bindung an Naomi, beiden wird die Freiheit einer eigenen Entscheidung geschenkt bzw. zugemutet. Und keiner weiß im Voraus, welches die richtige Entscheidung sein wird. Die biblische Erzählung enthält sich jedes moralischen Urteils und zeigt auch ein großes Verständnis für die Heimkehr Orpas (was übersetzt die „den Rücken Kehrende" heißt und was Feibusch auch so malt), aber nur Ruts Geschichte wird weitererzählt und mit einem glücklichen Ende belohnt. Mehr noch: Rut strahlt weit über ihre eigene Geschichte hinaus. Sie wird letztendlich sogar zur Ahnfrau von König David und wird auch im Stammbaum Jesu ausdrücklich genannt (Mt 1,5). Sie, eine Frau, die ursprünglich auch noch Moabiterin war, sie ist Teil der jüdisch-christlichen Heilsgeschichte geworden. Und warum? Mit dem Evangelium könnten wir vielleicht sagen, weil sie eine Nachfolgerin ganz im Sinne Jesu ist, der nicht vorrangig an Höhlen und Nestern gelegen ist, und die auch nicht bei den Toten verharrt, sondern die ihrem Herzen folgt.

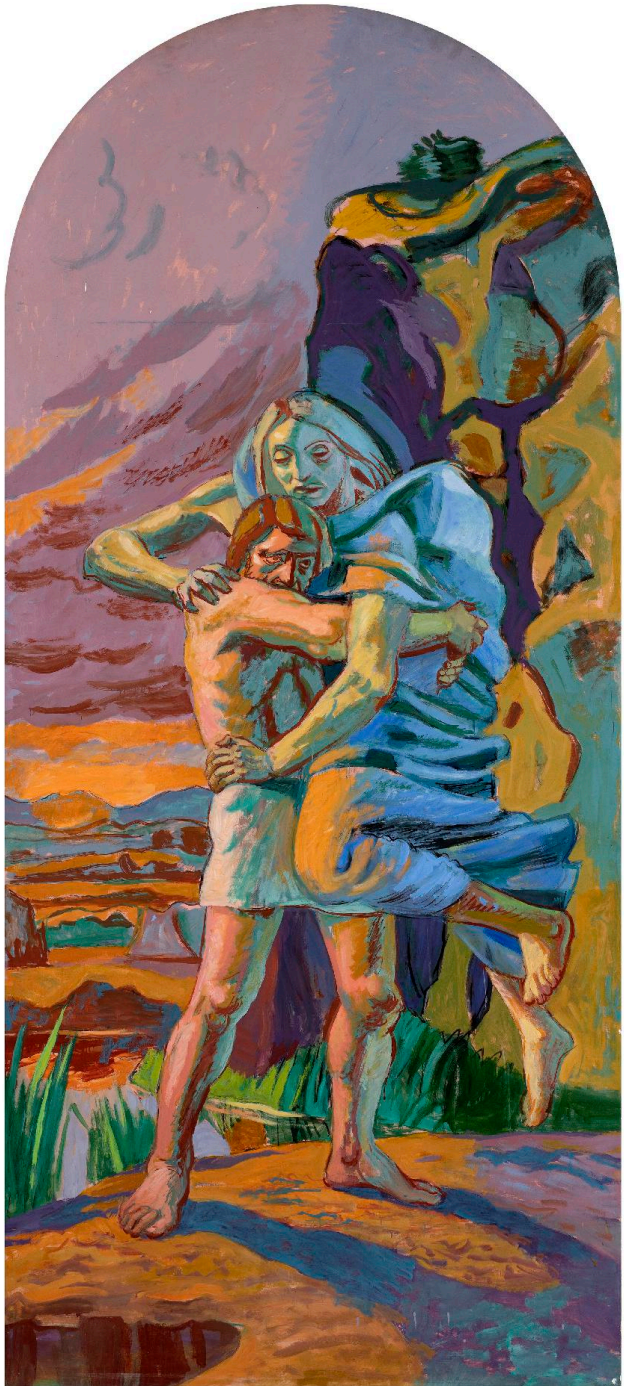
Als Jesus – ganz ähnlich wie Naomi – im Evangelium seine Apostel fragt: ob sie nicht lieber auch umkehren und ihn verlassen wollen wie so viele andere, da antwortet Petrus: „Herr zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte ewigen Lebens." (Joh 6,67f) Genauso gut hätte er sagen können: „Dein Gott ist auch mein Gott."



„Dann segnete er ihn.“
Gen 32, 30

Jakobs Kampf am Jabbok

Lesung: Gen 32,23-33, Evangelium: Lk 22, 39-45



Mit Gott kämpfen

In der Nacht geschieht das Unerklärliche, das Unfassbare, das Geheimnisvolle; das, was sich unserer Kontrolle, oft auch unserem Verständnis entzieht. Der Schlaf, die Träume, sie führen uns jenseits des Bewusstseins. Die Nächte offenbaren aber auch, was sonst verborgen ist; lassen uns innerste Wahrheiten streifen und tiefe Wirklichkeiten berühren, wovon die Bibel ja auch in zahllosen heiligen Nächten zu erzählen weiß. In der Nacht am Jabbok allerdings wird das Geheimnisvolle noch rätselhafter und das Unerklärliche geradezu absurd. Da sind zwei, sie kämpfen, keiner weiß warum, keiner sagt ein Wort. Dann fallen Worte, aber Fragen und Antworten passen nicht zusammen. Am Ende siegt keiner, beide sind verletzt; und wir tappen völlig im Dunkeln, verstehen weder den Angreifer, noch den Angegriffenen, geschweige denn die Umstände, die sie hat aufeinandertreffen lassen. Und wo die Bibel das Geschehen in gewohnt großartiger Kargheit skizziert, da versuchen Rabbiner und Theologen, Künstler und Dichter bis heute, Licht ins Dunkel zu bringen - ohne jedoch die Bedeutung jemals ganz durchschauen zu können.

Auch Hans Feibusch hat sich in seinem Zyklus alttestamentlicher Geschichten dieser so rätselhaften Episode angenommen und ihr einen Akzent verliehen, der eher ungewöhnlich und eigen ist, wie wir gleich hoffentlich sehen werden. Aber beginnen wir mit Jakob, weiß Gott keine Lichtgestalt. Sein Großvater Abraham, der Stammvater, der einst auf Gottes Geheiß auszog, um ein großes Volk zu werden; sein Vater Isaak, das lang ersehnte Kind, dessen Leben Gott erst forderte und dann verschonte; und nun in dritter Generation Jakob – der Betrüger. Eher eine Enttäuschung, eine Peinlichkeit sogar. Seinen Namen kann man mit „Fersenschleicher“ übersetzen. Denn schon im Mutterleib soll er vergeblich die Ferse seines Zwillingsbruders Esau gepackt haben, um sich das wichtige Erstgeborenenrecht zu sichern. Später belügt er den Vater, betrügt den Bruder, muss zu seinem Onkel fliehen, den er auch wieder betrügt. Die Frau, die er liebt, lässt er stehen, und die, die man ihm in der Hochzeitsnacht unterschiebt, akzeptiert er ohne sich darüber zu beschweren. Die Bibel beschönigt nichts, und wer alle seine Auftritte zusammennimmt, der kommt nicht umhin einen eher oberflächlich dahinlebenden Menschen zu sehen, der stets den leichten Weg und seinen Vorteil sucht, der lieber davonläuft als für die Konsequenzen seiner Taten geradezustehen, der weder große Ziele verfolgt noch irgendwelche Ambitionen hätte. Als er irgendwann, viele Jahre später, in die Heimat zurück will, zieht ihm sein Bruder Esau allerdings mit vielen Männern entgegen. Jakob fürchtet sich vor der Auseinandersetzung - aus gutem Grund. Er schickt Geschenke voraus, die Esau besänftigen sollen. Seine Familie, Hab und Gut bringt er auf der anderen Flussseite in Sicherheit. Und nun sitzt er da. Allein mit sich und seinem Leben. Und es wird Nacht – als aus dem Dunkel ein Mann kommt und mit ihm zu kämpfen beginnt. Nur wer ist er? Was hat er vor? Warum greift er Jakob wortlos an? Schon in der rabbinischen Tradition gehen die Meinungen weit auseinander. Er war ein Hirt sagen die einen, ein Zauberer die anderen, ein Weiser, ein Räuber; die meisten einigen sich schließlich und sagen: es war ein Engel, ein Bote Gottes.

Jakobs Kampf am Jabbok

Nur warum sollte ein Engel Jakob angreifen? Um ihm Mut zu machen, sagen die gewitzten Rabbiner. Wer mit einem Engel kämpfen kann, braucht Menschen nicht zu fürchten. Der Kampf am Jabbok wäre somit eine Art Training für den nächsten Morgen. Aber das erklärt immer noch nicht, warum Jakob nicht einfach (wie immer) flieht oder den Angreifer zumindest ziehen lässt, als dieser den Kampf für beendet erklärt. Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben zeigt Jakob in dieser Nacht Rückgrat. Diesmal sucht er nicht den bequemsten Ausweg, sondern er ringt weiter, will gesegnet werden: etwas Gutes soll gesagt werden; etwas Gutes aus dem Kampf hervorgehen.



Ringt Jakob am Ende mit sich selbst? Mit seinem anderen Ich? Mit dem Mann, der er sein könnte, der er aber nie geworden ist? Dann wären wir Zeugen eines inneren Kampfes und Konflikts, und einer Lebenswende, eines Neuanfangs, einer Reifung. Fortan ist Jakob einer, der zu sich selbst und zu seiner Bestimmung gefunden hat, wenn auch mit den Narben einer Vergangenheit, die ja nie einfach vergeht, und den bleibenden Spuren des nächtlichen Kampfes in der Einsamkeit (Hüfte). Wenn wir den biblischen Text allerdings ernstnehmen wollen, dann hat Jakob nicht nur mit einem Mann oder Engel oder sich selbst gekämpft, sondern mit keinem Geringeren als Gott selbst: Israel (Gottesstreiter) soll er heißen. Abraham, Isaak, seine großen Vorfahren, sie hatten getan, was Gott ihnen auftrug. Jakob aber, ausgerechnet er, stellt sich Gott entgegen und ringt mit ihm. Oder andersherum: Gott lässt sich trotz allem auf diesen Menschen ein, lässt ihn am Leben, mehr noch, segnet ihn. Dämmert uns langsam, welch ungeheuerliche Szene sich hier abspielt? Lange vor jeder Aufklärung stellt die Bibel selber Gott auf den ersten Seiten in Frage, und lässt den Menschen mit ihm ringen und an ihm festhalten.

Vor ein paar Wochen habe ich im West End ein Theaterstück gesehen: „Bad Jews“. Darin eine junge, penetrante, religiöse Frau (fast so unsympathisch wie unser Jakob), die ihren jüdischen Glauben gegen die Anwürfe der eigenen Familie zu verteidigen suchte. Mit all den scheinbar überholten und untauglichen und nicht mehr zeitgemäßen Sätzen der jüdischen Schrift und ihres Glaubens konfrontiert, platzt es am Ende ebenso verletzt wie verzweifelt aus ihr heraus: „Glaubst du wirklich, dass du der Erste bist, dem das aufstößt? Der das infrage stellt? Nein, das haben viele, viele Generationen vor uns auch schon getan. Aber sie haben trotzdem daran festgehalten. Willst du der Erste sein, der all das sterben lässt?“ Ob nun vom Autor (Joshua Harmon) beabsichtigt oder nicht, ich habe in der Haltung dieser Frau ein wenig von Jakob/Israel wiederentdeckt. Sich auf Gott einzulassen, damals wie heute, ist weder bequem noch leicht, es macht das Leben nicht einfacher, wie ein platter Vorwurf des Atheismus meint. Im Gegenteil: Das ernsthafte Ringen mit Gott führt immer auch zu Verletzungen. Am Jabbok. Im Garten Gethsemane. In Nazi-Deutschland. Im Landseer Studio.

Dort, in St John´s Wood, hat Hans Feibusch den Jakobskampf ins Bild gesetzt. Bald 30 Jahre nach seiner Vertreibung aus der deutschen Heimat. Nachdem er sich mehr als einmal angesichts der Schrecken von Hitler und Stalin gefragt hatte, ob Gott nicht allliebend oder allmächtig ist, oder gar nicht existiert, da hält sein Jakob an Gott nicht nur fest, sondern klammert sich förmlich an ihn. Gott selbst, im himmlischen Blau, das wir schon von Mose und Rut kennen, trägt unverkennbar die Züge einer Frau (in der Vorskizze sogar noch deutlicher). Gott und Jakob, wie Mutter und Kind, tröstend der eine, Halt suchend der andere. Ein Vorbild für jenen barmherzigen Vater, von dem Jesus später erzählen wird, der das verlorene Kind mit offenen Armen empfangen wird. Vor allem aber: Gott schwebt. Seine Füße berühren den Boden nicht. Dazu muss man wissen, dass Feibuschs frühes Bild mit dem Titel „Zwei Schwebende“ von den Nazis 1937 ausgewählt und als „entartet“ in München ausgestellt wurde. Es steht also am Beginn seiner Leidensgeschichte und seiner Gottesfrage. Wenn nun Feibusch das Schwebende viele Jahre später noch einmal aufgreift, und es beim Kampf am Jabbok zu einem Attribut Gottes werden lässt, dann ist das mehr als nur eine späte Genugtuung, ein Sieg über die Nazi-Barbarei. Dann kommt hier vielleicht auch Feibuschs Versöhnung mit seinem Schicksal, mit seinem Gott zum Ausdruck, an dem er trotz Verletzung festhält.



Die Nacht am Jabbok war nicht einzigartig. Vielleicht gibt es eine solche Nacht in jedem Leben. Vielleicht muss es sie sogar geben. Und auch wenn es weh tut: Geben wir nicht auf, halten wir fest, lassen wir die Nacht nicht ohne den Segen in der Morgenröte enden.

„… Hier bin ich.“
Gen 22, 11

Die Bindung Isaacs

Lesung: Gen 22,1-13.19, Evangelium: Mt 9,9-13



Gehorsam oder Widerstand

Hans Feibusch war Mitte dreißig und am Beginn seiner Karriere, als er das Wüten der Nazis am eigenen Leib zu spüren bekam (1933): Er könne nach Hause gehen und seine eigenen vier Wände bemalen, würde aber nie und nimmer mehr etwas ausstellen können, so drohte man ihm öffentlich und diffamierte seine Kunst als „entartet". Sich und sein Leben rettete Feibusch umgehend nach England, aber da man hier zu dieser Zeit mit moderner Kunst im Allgemeinen und deutscher Kunst im Speziellen nicht allzu viel anfangen konnte, musste er sich mit Plakaten für die Londoner U-Bahn über Wasser halten, was einem Todesstoß seiner künstlerischen Ambitionen gleichkam. So jedenfalls muss es der junge Mann Feibusch empfunden haben, denn etwa zur gleichen Zeit malt er ein Bild von der Bindung Isaaks, das an Dramatik und Brutalität kaum zu übertreffen ist: der junge Isaak liegt auf den Holzscheiten, die Glieder und der Kopf hängen zu Boden, der Hals überstreckt, der Mund schmerzverzerrt offen. Abraham hält mit der einen Hand Isaaks Kehle fest gedrückt, mit der anderen, die das Messer hält, holt er bereits aus, bevor der Engel ihm gerade noch Einhalt gebieten kann. Ganz in schwarz/weiß gehalten sind selbst die Kontraste hart. Es braucht nicht viel Fantasie um sich vorzustellen, dass Feibusch in Isaak eine biblische Identifikationsfigur fand, wo er sich und seine Kunst doch selbst auf dem Altar der Weltpolitik ohnmächtig und wehrlos ausgeliefert und geopfert sah. Wo das Bild den Vorwurf der Ungerechtigkeit geradezu vorwurfsvoll herausschreit, konnte Feibusch sein Unverständnis in Worten später nachdenklicher formulieren: „Manchmal im Anblick der schrecklichen Dinge, die Hitler und Stalin zu vollbringen erlaubt waren, packt mich ein kaltes Grausen: Ist Gott nicht alliebend?"



Was uns unmittelbar zum Kern der Erzählung von Isaaks Bindung führt. Es ist eine ungeheuerliche Geschichte, die nach Erklärung verlangt. Aber der Text ist provozierend nüchtern und erklärt rein gar nichts. Er schildert die Abläufe, als ob sie eine Selbstverständlichkeit wären. Dabei spielt sich hier ein Drama ab, bei dem alles auf dem Spiel steht. Was die Geschichte für uns so unerträglich macht ist die Tatsache, dass das religiös so erprobte Schuld-Sühne Schema hier nicht greift: Gäbe es eine große Schuld Abrahams, eine unverzeihliche Übertretung Isaaks, ja dann, dann wäre die Geschichte immer noch nicht schön, aber man verstünde: Mit Gott ist eben nicht zu spaßen. Doch Abraham ist ein aufrechter Mann, ein Verbündeter Gottes. Gott habe ihm sogar viel zu verdanken meint eine jüdische Legende, denn vor Abraham hätte Gott nur im Himmel geherrscht, und erst Abraham hätte seinen Namen auf der Erde ausgebreitet. Abraham war auch nicht zu feige, mit Gott zu feilschen. Denken wir etwa an Sodom und Gomorrha wo Abraham bittet, die Städte um der wenigen Gerechten willen doch zu verschonen. Warum war er bereit, für die Fremden einer verruchten Stadt zu tun, was er für seinen eigenen Sohn nun nicht tut: Gott um Gnade zu bitten? Nur: Warum muss

man Gott überhaupt bitten? Hatte er nicht selbst verheißen, dass er Abraham zu einem großen Volk und seine Nachkommen zahlreich machen werde? Was gilt denn sein Wort noch, wenn er sich mit der Aufforderung zum Kindesopfer nicht nur als grausamer und unmenschlicher Gott erweist, sondern auch ohne jeden Anlass seine eigene Verheißung Lügen straft? Denn ohne Isaak, keine Nachkommen und folglich auch kein großes Volk. Ohne Isaak ist nicht nur Abrahams Familie am Ende, sondern auch Gott.

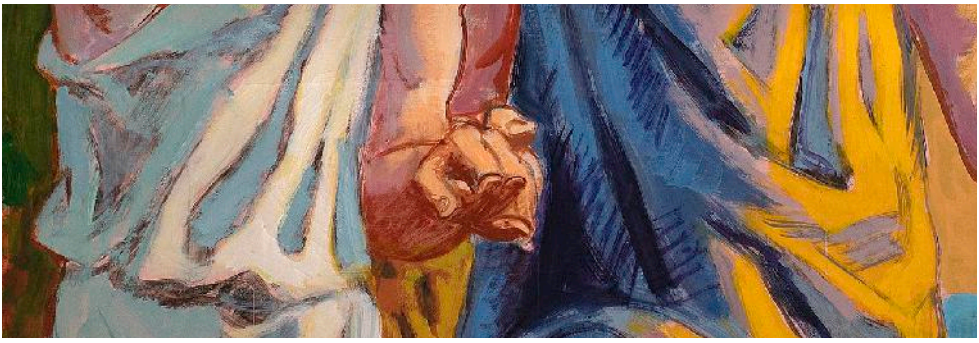


Warum sollte man noch auch nur einem seiner Worte Glauben schenken? Das Johannesevangelium wird später sagen: „Am Anfang war das Wort. Und Gott war das Wort!“ Wenn sein Wort aber Lüge ist, dann ist er selbst auch Lüge. Somit steht mit der Bindung Isaaks wirklich alles auf dem Spiel: Das Leben Isaaks, der Glaube Abrahams, die Wahrheit Gottes. Man mag sich gar nicht ausmalen, wenn die Geschichte anders als gut ausgegangen wäre. Oder hätte sie gar nicht anders als gut ausgehen können? Einleitend heißt es: Gott wollte Abraham nur auf die Probe stellen. Und gemeinhin denken wir, es ginge dabei um den unbedingten Gehorsam, der nach der Devise „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen“ hier bewiesen werden müsste – und ja auch bewiesen wird. Nur: Warum lässt sich dann nach erfolgreich bestandener Probe Gott durch einen Engel vertreten und lobt Abraham nicht vielmehr selbst? Müssten beide jetzt nicht ihren unerschütterlichen Bund zusammen feiern? Jüdische Gelehrte wittern in diesem Umstand: Gott ist alles andere als froh. Und die Probe im Grunde gescheitert. Gott habe nicht den Gehorsam testen wollen, sondern ob Abraham inzwischen verstanden habe, dass er anders als andere Götter keine Menschenopfer will. Wir wissen heute, dass es in Ur, der Heimat Abrahams, tatsächlich Menschenopfer zur Besänftigung der Götter gegeben hat. Demnach hätte Gott testen wollen, ob er Abraham nicht nur erfolgreich aus dem alten Land, sondern auch aus dem alten Denken herausgeführt hat; und er hätte sich seinen Widerspruch, seinen Widerstand geradezu gewünscht, weil er bewiesen hätte, dass Abraham ihm allein als dem Gott des Lebens folgt. Er hätte sich gefreut wie ein Vater sich freut, dessen Sohn ihn erstmals beim Spiel besiegt, oder der ihn im Wettstreit der Argumente bezwingt. Es hätte die Stärke und Mündigkeit Abrahams bewiesen.

Doch Abraham leistet keinen Widerstand, erhebt keinen Einspruch, spricht kein Wort. Die Probe läuft ins Leere. Gott bleibt die Freude versagt. Er muss sich zurückziehen. Noch kühner ist die Vorstellung, dass Abraham den Spieß hier einfach umdreht und nun seinerseits Gott auf die Probe stellt und ihn quasi wortlos herausfordert: Wirst du es wirklich so weit kommen lassen, Gott? Weißt du nicht, dass du dir damit dein eigenes Grab schaufelst? So sicher sind sich Abraham und Isaak ihrer Sache, dass es Gott einfach nicht zum Äußersten kommen lassen kann, dass sie laut einer anderen Legende sogar Hand in Hand den Berg besteigen.

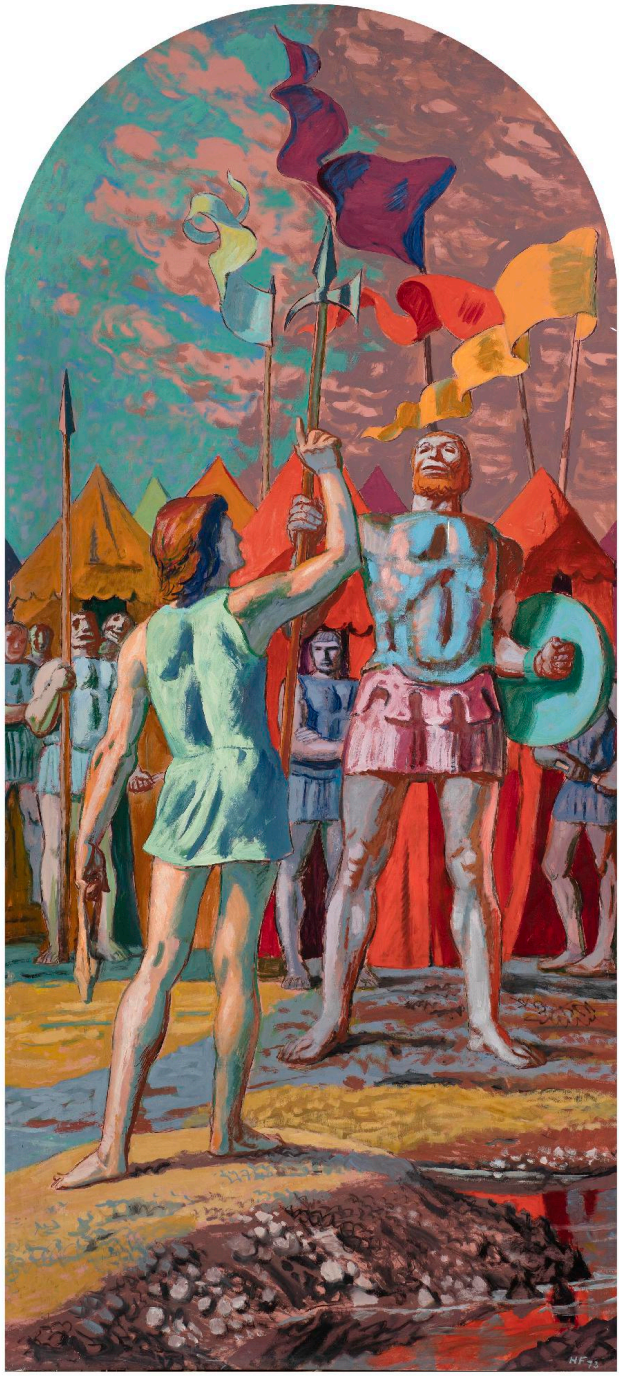
Und genauso sehen wir es heute auch in unserer Kirche. Rund 40 Jahre nach seinem ersten Bild von der Bindung Isaaks wählt Feibusch nicht länger den dramatischen Moment der Opferung, sondern den ruhigen, aufrechten und bestimmten Gang zweier Menschen, die sich gegenseitig in dem Vertrauen stützen, dass Gott nicht ihren Tod will; ihn nicht wollen kann. Entsprechend warm sind die gewählten Farben. Wo der junge Künstler in Isaak aufbegehrend sein Leid reflektierte, da scheint der ältere Frieden mit dem Gott seiner Väter gemacht zu haben, der einem zwar das Angesicht des Todes nicht erspart, der einem aber letztlich vor dem Abgrund des Todes rettet. Mühelos lassen sich Jesus und sein Evangelium hier anschließen: Ausdrücklich heißt es: Gott will keine Opfer. Sondern Barmherzigkeit. Auf Schuld folgt bei Jesus nicht Sühne – sondern Umkehr! Und sein Tod am Kreuz bedeutet nichts anderes als das Ende und die Sinnlosigkeit jeglichen Opfers. Denn was sollte ein menschliches Opfer noch bringen, was Gottes eigenes Opfer nicht schon längst bewirkt hat. Zu glauben, Gottes Opfer überbieten zu können, wäre absolut vermessen und geradezu absurd.

Die Motive und Beweggründe aller Beteiligten in der Erzählung von Isaaks Bindung bleiben Vermutung. Vielleicht ist der Text aber auch bewusst so karg und offen gehalten, dass er mit dem eigenen Leben (wie bei Feibusch) oder mit den eigenen Gedanken (wie bei den jüdischen Gelehrten) verbunden, angereichert und fruchtbar gemacht werden kann. Am Ausgang der Erzählung ändert keine Variante etwas. Und ich wünschte: wer auch immer meint, heute noch seinen Gott so zu verstehen, dass er ein Menschenopfer, das eigene oder ein anderes, will oder gutheißen könnte, dass der die Stimme des Engel des Herrn vom Himmel deutlich und klar hört, die Stimme, die nun schon seit den Tagen Abrahams und Isaaks ertönt, und sagt: „Streck deine Hand nicht gegen deinen Nächsten aus und tu ihm nichts zuleide!“. Allein das – ist Gottes Wille.



„Wählt euren besten Mann…“

1 Sam 17, 8



David und Goliat

Lesung: 1 Sam 17, Evangelium: Joh 18, 1-5. 10-11

Gegen die Kultur des Todes

Erinnert ihr euch noch an Naomi, Rut und Orpa? Naomi wollte in ihre Heimat nach Betlehem zurückkehren, und ihre beiden nichtjüdischen Schwiegertöchter wollten ihr folgen. Dreimal versucht Naomi sie davon abzuhalten. Rut aber lässt sich nicht abwimmeln und bleibt bei ihrem Entschluss. Orpa hingegen wird „schwach", verlässt die beiden und geht wieder zurück. Und während die Geschichte Ruts weitererzählt wird (bis zum Stammbaum Jesu), verläuft die von Orpa im Sande - noch nicht einmal ihr Name taucht mehr auf. Es ist wie so oft in der Bibel: Menschen stehen an Kreuzungen und Schwellen, und wenn sie „falsch abgebogen" sind, hört man von ihnen nicht mehr viel. Trotzdem wüsste man doch zu gern, was aus dem „Reichen Jüngling" oder dem älteren Sohn des „Barmherzigen Vaters" geworden ist. Da rabbinische Erzählkunst um die Neugierde der Menschen weiß, gibt es eine interessante Weitererzählung von Orpas Geschichte im Talmud, einer Sammlung von rabbinischen Auslegungen biblischer Texte (Sotah 42b) Danach kehrte Orpa nicht nur um und verließ ihre Freundinnen, sondern wandte sich auch wieder vom jüdischen Glauben ab. Und mit einem ganzen Bataillon von Soldaten zeugt sie einen Sohn: Goliat. Und weil es der Zufall so will, ist Rut in der Bibel die Urgroßmutter von David. Mit David und Goliat treffen also die Nachfahren der beiden Frauen aufeinander und im Nachhinein wird uns noch einmal deutlich vor Augen geführt, an welch entscheidender Wegkreuzung die drei Frauen damals standen, und was aus ihren Entscheidungen wurde. Deshalb hängen beide Bilder in unserer Kirche auch zusammen und müssen hebräisch von rechts nach links gelesen werden.

David und Goliat – unterschiedlicher könnten sie nicht sein. Der eine ein Hirtenjunge, der andere ein Mannsbild von Soldat; der eine geübt mit Hirtenstab und Harfe, der andere mit Speer und Schild. Aus dem Riesenunterschied wurde der Riese Goliat. Und nicht nur er war zum Fürchten. Die Philister kamen als Seefahrervolk übers Mittelmeer und hatten schon Bronzeschwerter und -schilder. Wie oft wird das geradezu ehrfürchtig-schaudernd im biblischen Text betont. Hinzu kamen noch Speerspitzen aus Eisen, so dass sie Israel waffentechnisch weit überlegen waren. Kein Wunder also, dass man vor ihnen große Angst hatte, und alle vor Goliat erschrocken flohen, sobald er sich vor ihnen aufbaute. Alle – bis auf einen, der im Heerlager eigentlich gar nichts zu suchen hatte. Er war auf Geheiß seines Vaters gekommen, um Käse und Brot zu bringen. Aber letztlich brachte er in jugendlicher Unbedarftheit eine ganz andere Stärkung. Die Verhöhnung Goliats, 40 Tage lang, was natürlich eine symbolische Zahl ist, war total und galt nicht nur den Kriegern, sondern ganz Israel, auch ihrem Gott.



Und genau das brachte David auf und ließ ihn furchtlos, ja blind für die Realitäten, in den Kampf ziehen. Ausgerüstet nur mit dem, was er hatte und kannte. Einer Steinschleuder, die harmloser klingt als die tödliche Waffe, die sie tatsächlich ist; seiner Erfahrung auf dem Hirtenfeld, wenn er sich wilden Tieren entgegenstellte; und nicht zuletzt einer riesigen Selbstgewissheit, dass Gott ihm beistehen werde. Und damit, so könnte man auch sagen, stehen sich nun zwei Riesen gegenüber: der eine riesig an Kraft und Waffengewalt; der andere riesig an Gottvertrauen. Ich sage zwei Riesen, aber gemeint sind auch zwei Weltanschauungen. Wir wissen wer gesiegt hat. Und wir hören es in der Regel gerne. Wer liebt sie nicht, die Geschichte von einem Underdog, der gegen alle Wahrscheinlichkeit das Unmögliche möglich macht. Von alten Lebensweisheiten wie „Hochmut kommt vor dem Fall", bis zu heutigen Lebensratgebern wie „Glaub an dich und alles ist möglich", spiegelt sich unsere Erzählung durch die Jahrhunderte nicht ohne Grund. Aber ich halte sie auch für brandgefährlich und verführerisch. Am einfachsten ist es noch, wenn man die Geschichte spiritualisiert. Dann steht Goliat für die eigenen Dämonen und Ängste, denen wir ausgeliefert sind, und denen wir uns dann mit Gottes Hilfe stellen und die wir besiegen können, alleine aus innerer Kraft, ausgerüstet nur mit dem was wir haben und können, denn eine fremde Rüstung, die nicht passt, eine die nur äußerlich aufgesetzt wird, taugte schon bei David nicht. Und eine solch persönliche Ermutigung ist ja auch nicht falsch.

Aber hier wird ausdrücklich auch ein militärischer Sieg „im Namen des Herrn" errungen und gefeiert. Für Gott und mit Gott in den Krieg. Und wie auch immer die Umstände, der Sieg ist unser. Wir alle wissen, welche blutige Spur dieses Verständnis durch die Menschheitsgeschichte hinterlassen hat. Und es bis heute immer noch tut. Die Hamas, nichts anderes als ein Todeskult, ist da nur ein Beispiel. In Artikel 7 ihrer Charta steht für jeden nachlesbar: „Wir freuen uns und warten darauf, die Verheißung Allahs zu erfüllen, denn der Prophet Allahs hat gesagt: Das Ende wird nicht kommen, bis die Muslime gegen die Juden kämpfen und sie töten werden; und wenn die Juden sich unter einem Stein verkriechen oder hinter einem Baum verstecken, dann wird der Stein oder der Baum sagen: Du Muslim oder Diener Allahs, hinter mir steht ein Jude. Komm und töte ihn. Nur der Baum Gharqad wird es nicht sagen. Denn er ist der Baum der Juden." Dass das nicht nur schwülstige Lyrik ist, sondern bitter ernstgemeint, haben wir, nein, hat vor allem Israel erst wieder am 7. Oktober 2024 erleben müssen. Niemand kann sagen, er hätte es nicht wissen können. Das war Terror und Mord mit Ansage – im Namen Allahs.

Wenn es je eine Lästerung des Namens Gottes gab, dann ist es diese. Das ist nicht der Gott, auf den sich die drei abrahamitischen Religionen berufen. Und ich wünschte, mehr Muslime würden das auch deutlich bekennen, anstatt sich als Opfer in diesem Konflikt zu stilisieren und herauszureden. Natürlich, der Konflikt zwischen Israel und Palästina hat eine Vorgeschichte, und eine Lösung des Konflikts muss diese Geschichte berücksichtigen; aber an diesem Punkt, dem Abschlachten von Menschen im Namen Gottes, kann es kein „Ja, aber …" geben. Sondern nur ein „Nein"! Der Todeskult und Vernichtungswahn, dem sich Hans Feibusch und seine Generation ausgesetzt sahen, waren die deutschen Nationalsozialisten. Sein Goliat trägt

unverkennbar die Züge des arischen Herrenmenschen. Und das fruchtbare Grünland der Mütter hat sich blutrot verfärbt. Gemalt knapp 30 Jahre nach Kriegsende wählt er jedoch nicht den triumphalen Moment der Niederstreckung Goliats, sondern wie zur Mahnung den vorherigen Verweis Davids auf Gott. Die Steinschleuder in seiner linken Hand erkennt man nur mit Mühe, den gen Himmel gestreckten Zeigefinger dafür umso deutlicher.

Würden die Menschen, und das schließt die betont Frommen mit ein, wirklich auf Gott hören, von den Zehn Geboten bis zur Bergpredigt, die Welt wäre ein friedlicherer Ort. Ach ja, die Bergpredigt. Ich weiß, sie spricht von Feindesliebe. Jesus, aus dem Hause und Geschlechte Davids, fordert sie von uns. Als persönliche Geisteshaltung ist sie groß („Simon, steck dein Schwert in die Scheide"), als der vorschnelle Aufruf an die Opfer aber pervers. Das Gebot der Feindesliebe ist kein Freifahrschein für Bullies und Aggressoren. Sie ist nicht das Zementieren von Unrecht, sie verlangt kein Ausharren im Leid, sie versagt nicht die Abwehr und den Widerstand und den eigenen Lebensschutz. Menschenverachtende Angriffe können niemals mit dem Evangelium gerechtfertigt werden, dem es doch in jeder Faser gerade darum geht, Gebeugte aufzurichten und Leidtragenden beizustehen. Es war Feindesliebe, als die polnischen Bischöfe nach dem Krieg den deutschen die Hand reichten; es war Feindesliebe, als Bischof Tutu mit der Wahrheitskommission die Apartheid Südafrikas überwand; aber es ist keine Feindesliebe, wenn man die Hamas, ihre Schergen und Sympathisanten schalten und walten lässt. Feindesliebe greift da, wo sie blinde Rache oder Vergeltung verhindert; nicht aber da, wo man auf eine Kultur des Todes und der Vernichtung stößt.



Wenn ich unsere beiden Bilder hier zusammensehe, wenn ich von Rut, Orpa und Naomi, sowie von David und Goliat lese, wenn ich allein die Landschaften vergleiche, in die Feibusch die Szenen gesetzt hat, frage ich mich: Warum nur lassen wir es immer wieder soweit kommen? Wie anders hätte die Geschichte verlaufen können, wenn Orpa sich nicht abgewendet und Naomi einladender gewesen wäre, wenn sie zusammengeblieben wären und sich weiterhin unterstützt hätten?

Nur wenn wir die Anfänge in ihren beiläufigen Worten und Gesten erkennen und sie nicht einfach achtlos verstreichen lassen, können wir am Ende das größere Unheil verhindern.

benuri.org

The first full scale virtual museum and research centre

Art Identity Migration

70+ online and 3D exhibitions

80+ exhibition catalogues and research papers

90+ podcasts and 'brief lives'

100+ films and '60 second insights'

100+ art and health interventions

200+ school learning programmes

400+ artist biographies

700+ archival exhibition records dating from 1925

900+ artworks

3,000+ Research Unit profiles

10,000+ pages of archives dating from 1915



Hans Feibusch
David And Goliath, 1973

Open 24/7 **Free Entry**

Contact: admin@benuri.org